

Von Gipfelerlebnissen und Tiefenerfahrungen Zum Mehrwert von Erlebnispädagogik im christlichen Kontext

1. Die spirituelle Dimension des Menschseins

In der Sozialen Arbeit liegt das Hauptaugenmerk professionellen Handelns auf der psychischen, physischen und sozialen Gesundheit des Menschen. Das, was mich an der Erlebnispädagogik schon immer fasziniert hat, ist, dass hier noch eine weitere ganz andere Dimension menschlichen Seins angesprochen wird bzw. in besonderer Weise vorkommen kann und sollte: Das *Geist-Sein* des Menschen, also seine *Spiritualität*. Ich möchte in der Folge ausführen, welche Rolle die spirituelle Konstitution des Menschen für ein glückliches und gelungenes Leben spielt und welchen Mehrwert die Erlebnispädagogik erhält, wenn es ihr gelingt, die Geistigkeit des Menschen zu berühren – dies gilt in besonderer Weise für die erlebnispädagogische Arbeit im Horizont des christlichen Glaubens.

Ein Denker, der mich in meinem sozialarbeiterischen Tun und philosophischen Nachdenken immer wieder fasziniert, ist Viktor E. Frankl. Als Holocaust-Überlebender gründete er nach Sigmund Freud und Alfred Adler die „dritte Wiener Schule der Psychotherapie“. Dabei handelt es sich nicht um eine weitere Schule der Tiefenpsychologie, sondern der „Höhenpsychologie“. Wohingegen Freud und Adler dysfunktionale Persönlichkeitsmuster und pathologische Auffälligkeiten vornehmlich auf biologische Prozesse zurückführten und versuchten, *Probleme* zu behandeln, begann Frankl Menschen dazu anzuregen, auf die Suche zu gehen nach dem *Sinn* im Leben. Er wollte sie dazu bewegen, aktiv an die eigenen Grenzen zu gehen, anstatt sich hauptsächlich der Analyse und dem Behandeln von Problemen hinzugeben. Es ging ihm also nicht darum, in der *Tiefe* der menschlichen Psyche enggeführt in Begrenztheiten zu wühlen, sondern Menschen zu helfen, sich aufzuschwingen in *Höhen* neuer Erkenntnisse über sich und den Sinn ihres Lebens.

Frankls Menschenbild stellt sich als sehr differenziert dar und scheint mir für die Arbeit von Erlebnispädagogen/-innen grundlegend zu sein. Es finden sich bei ihm auch sehr viele Parallelen zu einem Menschenbild, das auf biblischen Prämissen beruht. Für ihn besteht der Mensch nicht einfach nur aus einer Einheit der Komponenten Körper, Geist und Seele, die man sich irgendwie geschichtet vorstellen muss und die auch getrennt und einzeln „behandelt“ werden könnten. Vielmehr *hat* der Mensch Leib und Seele, aber er *ist* Geist.

Erst die geistige Person stiftet die Einheit und Ganzheit des Wesens Mensch. (...) Leib und Seele mögen eine Einheit bilden – das ‚einheitliche‘ Psychophysicum etwa –, aber nie und nimmer wäre diese Einheit imstande, die menschliche Ganzheit darzustellen: Zu ihr, zum ganzen Menschen, gehört auch das Geistige hinzu, und es gehört zum ihm hinzu sogar als sein Eigentlichstes. (Frankl 2002, 18-19)

Insofern *hat* der Mensch Haare, Zähne, lange oder kurze Beine, starke oder schwache Arme, eine hohe oder tiefe Stimme und eine bestimmte Augenfarbe; und er *hat* Ängste, Träume, Gedanken, Gefühle, Instinkte und Triebe. All dieses, das er *hat*, ist raumzeitlich gebunden: Haare und Zähne befinden sich an einem bestimmten Ort, Träume und Gedanken finden zu einer bestimmten Zeit statt - aber was der Mensch *ist*, ist Raum und Zeit übergreifend, es berührt in seiner Fähigkeit der Transzendenz die Sphäre des Ewigen, des Göttlichen.

Wie fatal, dass wir als Experten der Sozialarbeit oder der Erlebnispädagogik häufig nur das bewusst in Betracht ziehen, was sich augenscheinlich behandeln lässt und nicht das, was Menschsein *wesentlich* ausmacht, was ihn existenziell berührt und von innen heraus verändern kann. Es besteht nämlich eine große Chance in der Nutzbarmachung der Eigentümlichkeit des Geistes, sich aus dem Hier und Jetzt lösen und sich hineinversetzen zu können in andere Zeiten oder ferne Räume. So kann ein Mensch ausbrechen aus der Defiziterfahrung und sich erinnern an positive Momente in der Vergangenheit oder sich eine mögliche Zukunft vorstellen, um damit kreativ neue Wirklichkeitsräume zu erschließen.

Auch aufgrund Frankls persönlicher Vorlieben kommt die Bezeichnung „Höhenpsychologie“ nicht von ungefähr. Denn er war leidenschaftlicher Bergsteiger, der durch das Klettern eigene Grenzen ausloten und ausdehnen wollte. Er selbst schreibt dazu:

Was mag mich zum Klettern bewogen haben? Offen gesagt die Angst davor, aber wie oft frage ich meine Patienten wenn sie sich mit ihren Angstneurosen an mich wenden: Muss man sich denn auch alles von sich gefallen lassen? Kann man nicht stärker sein als die Angst? Hat nicht schon Nestroy (...) die Frage gestellt: Jetzt bin ich neugierig, wer stärker ist, ich oder ich? Und so habe ich denn auch mich, als ich mich vor dem Klettern fürchtete, gefragt: Wer ist stärker ich oder der Schweinehund in mir? Ich kann ihm ja auch trotzen. Gibt es doch etwas, was ich einmal bezeichnet habe als die „Trotzmacht des Geistes“ gegenüber Ängsten und Schwächen der Seele. (Frankl 2008)

Die „Trotzmacht des Geistes“ ist es auch, die ich versucht habe in den so genannten „benachteiligten Jugendlichen“, mit denen ich arbeiten durfte, zu wecken. Das bedeutete nicht das in

den Vordergrund zu stellen, was *nicht* geht (also die wie auch immer geartete Benachteiligung), sondern Erlebnisse zu ermöglichen, in welchen die jungen Menschen sich selbst neu begegnen konnten. Das heißt auch, einen Menschen nicht raum-zeitlich „reparieren“ und gesellschaftlichen Bedingungen gemäß normgerecht anpassen zu wollen, sondern das Entwicklungspotenzial zu sehen, dass sich jeglicher Festschreibung entzieht und in vielen Fällen erst noch entdeckt werden will.

2. Die Entfremdung des Selbst

Von der antiken Philosophie bis hin zu modernen neurowissenschaftlichen Erkenntnissen ist uns bewusst, dass sich Menschsein vor allem durch seine rationale Überlegenheit auszeichnet. Zugleich scheint es auch zu unserer Verfasstheit zu gehören, uns selbst und die Welt ordnen, kategorisieren und damit erklären zu wollen. Die Folge dieser Reduktion von Wirklichkeit ist die *Entfremdung*: die Entfremdung von unserem Nächsten, von der Natur, von der Arbeit, von der Gemeinschaft, von unseren Sinnen, von Gott und letztlich von uns selbst. Oft macht uns das aber gar nichts, denn wir richten uns ein und leben unser Leben in dieser Ordnung der „durchschnittlichen Alltäglichkeit“ (vgl. Heidegger 1986, 16). Manchmal jedoch erleben wir aber auch eine Leere oder spüren die innere Sehnsucht nach mehr. Frankl beschreibt dieses Phänomen mit dem Begriff des „existenziellen Vakuums“ (Frankl 2005a, 141; 2005b, 11). Er meint darin die Neurose unserer Zeit zu erkennen, die aus einem „abgründigen Sinnlosigkeitsgefühl [resultiert], das mit einem Leeregefühl vergesellschaftet ist“ (ebd.).

Auch Martin Buber beschreibt wortgewaltig den Unterschied zwischen den beiden Haltungen, die der Mensch der Welt gegenüber einnehmen kann: *Ich-Es* und *Ich-Du*. Wohingegen *Ich-Es* die Nutzbarmachung, die Vergegenständlichung und Erklärbarkeit der Welt in den Vordergrund stellt, besteht *Ich-Du* in der Vergegenwärtigung, im Innewerden in Momenten der Hinwendung, in welchen wir einfach nur sind, irgendwie jenseits von Raum und Zeit. Buber spricht hier auch von einem „Leben im Geist“ (vgl. Buber 1995, 37). Beides ist wichtig, beides darf und muss sein. Eins ohne das andere wäre entweder *fatal* oder *unmöglich*: Nur in *Ich-Es* zu leben, reduziert den Menschen, der dann, um mit Kant zu sprechen, nur noch „Mittel zum Zweck“ ist und insofern auch etwas von seiner Würde einbüßt. Immer in *Ich-Du* zu leben ist dem Menschen verwehrt, denn allein Gott steht über Raum und Zeit, nur er ist ewig und gänzlich Beziehung. Buber nennt ihn deshalb auch „ewiges Du“ (ebd., 71).

Die Entfremdung führt dazu, dass wir nur noch Teile sehen, der Blick für die Ganzheit geht verloren. In meiner Arbeit mit Menschen bemerkte ich, dass wir als Professionelle häufig nur noch das Problem „reparieren“ möchten, bzw. das Problem mit dem Symptom verwechseln. D.h. wir bezeichnen die Aggression des Jugendlichen, die Alkoholsucht der jungen Mutter, den Missbrauch des Vaters oder die Magersucht der Pubertierenden als „das Problem“ und sehen dabei das eigentliche Problem nicht mehr. Aggressives Verhalten, Süchte oder suizidale Gedanken sind nicht die Probleme, sondern Symptome, die auf ein Problem hinweisen. Diese Verwechslung bringt zwei gravierende Folgeerscheinungen mit sich: (1) wir lösen das „Problem“ nicht, zumindest nicht nachhaltig, sondern doktern nur am Symptom herum und (2) wir stehen in der Gefahr, die leidbringenden Muster sogar noch zu verstärken.

Auch hier hilft Frankl, um diese Dynamik verstehen zu können, wenn er betont, was Menschen suchen und anstreben, ist nicht das Glück als solches, sie brauchen vielmehr einen *Grund* zum Glücklichsein. Anders gesagt:

„Wovon der Mensch zutiefst und zuletzt durchdrungen ist, ist weder der Wille zur Macht [Adler] noch ein Wille zur Lust [Freud], sondern ein Wille zum Sinn.“ (Frankl 2005b, 9)

Wenn Menschen ihr Leben nicht in Sinn gründen, geraten sie im direkten Griff zur Lust oder zur Macht, der eigentlichen (*Neben-*)*Wirkung* von Sinnerfüllung, in Abhängigkeiten oder generieren Verhaltensmuster, die ihnen selbst und anderen schaden. Damit entfremden sie sich von sich selbst. Je mehr sie spüren, dass sie getrieben sind von einer Suche nach Lust, umso verzweifelter werden sie. „Je mehr es einem um die Lust geht“, schreibt Frankl (2005a, 151), „umso mehr vergeht sie einem auch schon.“

So sehr mich schwere Kletterpassagen reizen oder höhere und längere Berg- und Skitouren, so sehr beunruhigt mich der Trend der Extremsportarten: immer weiter, immer höher, immer abgebrühter – all das gipfelt in einer Form der Erlebnissucht, die nur noch mit dem Nervenkitzel am Abgrund des Todes befriedigt werden kann. Steve House (Albers 2010, 74), ein bekannter Extremkletterer, der in schwierigste Wände, oft in unbekanntes Gelände, mit minimaler Ausrüstung und dem Motto „*Do it or die*“ einsteigt, erkennt resigniert:

Das Ziel kommt uns in jenem Augenblick abhanden, in dem wir glauben, es erreicht zu haben. Der Erfolg ist hohl. Von all unserem Glück, von den Hochgefühlen, von unserer Fitness und unserem Können bleibt am Ende nichts.

Die Entfremdung von sich selbst führt dazu, dass Menschen sich in der Stille nicht mehr spüren können, sie brauchen den Kick ultimativer körperlicher Anstrengung.

Deshalb, so meine ich, müssen wir in der Erlebnispädagogik nicht nur ein Erlebnis von Lust im so genannten *Flow* und das Gefühl von Macht im Sinne von: „Irre, zu was ich in der Lage bin!“, erzeugen, sondern viel tiefgreifender der spirituellen Not nachgehen, die aus einem Gefühl der „existenziellen Frustration“ und der damit zusammenhängenden Selbstentfremdung resultiert. Dies nämlich, so scheint mir, wird vernachlässigt, wenn wir nur an der Seele (Psyche), am Körper oder an systemischen Zusammenhängen (Familie, Schulsystem, Freundeskreis, etc.) arbeiten, wenn wir vermeintliche „Probleme“ lösen wollen. All das ist nicht zu vernachlässigen und wichtig mit in den Blick zu nehmen, aber um Menschen wirklich zu helfen, sich selbst wieder näher zu kommen, dürfen wir nicht vergessen, sie herauszufordern und anzuleiten, sich auf die Suche nach dem Sinn zu machen. Dabei betont Frankl ausdrücklich dass Sinn nicht von außen gegeben oder künstlich hergestellt werden kann, denn „Sinn muss gefunden, kann aber nicht erzeugt werden. Was sich erzeugen lässt, ist (...) ein bloßes Sinngefühl, oder – Unsinn“. (Frankl 2005b, 15)

In diesem *Sinne* fände ich es eigentlich viel besser von *Erlebnisbildung* anstatt von Erlebnispädagogik zu sprechen. Denn wir möchten mit unseren Angeboten den *ganzen* Menschen berühren und bilden und nicht nur pädagogische „Maßnahmen“ an ihm vollziehen. Hier bietet eine richtig verstandene christliche Erlebnispädagogik ganz besondere Möglichkeiten.

3. Christliche Erlebnispädagogik?

Auch das christliche Menschenbild geht von einer Entfremdung des Menschen von Gott und damit von sich selbst aus. Der christliche Bildungsauftrag zielt auf die Überwindung dieser Entfremdung: Der Mensch soll zu seiner eigentlichen Bestimmung kommen, sich seiner Gottesebenbildlichkeit bewusst werden und in das Bild Christi hineinwachsen.

In der Folge möchte ich auf die Chancen und Grenzen einer Erlebnispädagogik hinweisen, welche Elemente christlicher Spiritualität einflicht. Dabei will ich zeigen, dass der Mehrwert christlich orientierter Erlebnispädagogik nur in einem Spannungsverhältnis von zwei unterschiedlichen Auffassungen des Verhältnisses von Mensch und Natur realisiert werden kann. Es sind häufig diese beiden Richtungen, die uns in einer christlich orientierten Erlebnispädagogik begegnen.

Die erste Auffassung geht davon aus, dass der Mensch *Teil der Natur* ist. Dies drückt sich besonders deutlich darin aus, dass das hebräische Wort für Erde (*adamah*) das Wort Mensch (*adam*) enthält (Gen. 2,7). Die zweite Auffassung betont, der Mensch stehe der Natur als *Behrter und Verwalter gegenüber*, er ist also nicht primär Natur, sondern hat Anteil am göttlichen Herrschaftsauftrag (Gen. 1,28). So wie der Mensch der Natur gegenübersteht, steht Gott dem Menschen gegenüber. Beide Vorstellungen stehen in der Gefahr in erlebnispädagogischen Ansätzen in Extrempositionen abzugleiten.

Damit dies nicht geschieht, ist es wichtig einen erlebnispädagogischen Weg zu wählen, der beide Vorstellungen zusammenbringt. Dies gelingt durch eine christliche Spiritualität, welche die *Beziehung* von Gott und Mensch in den Mittelpunkt stellt. Diese Beziehung drückt sich zum einen im Schöpfungsbegriff und zum anderen in der Menschwerdung Jesu aus. Bevor ich dies weiter ausführe, möchte ich zunächst auf die beiden Weisen christlicher Erlebnispädagogik eingehen, die in ihren Extremen wenig zielfähig sind.

Dargestellt in einem Wertequadrat oder, bildlich gesprochen, einer Waage, die es auszubalancieren gilt (Vgl. die aristotelische Lehre von *mesotes*) könnte das Gesagte wie folgt aussehen:

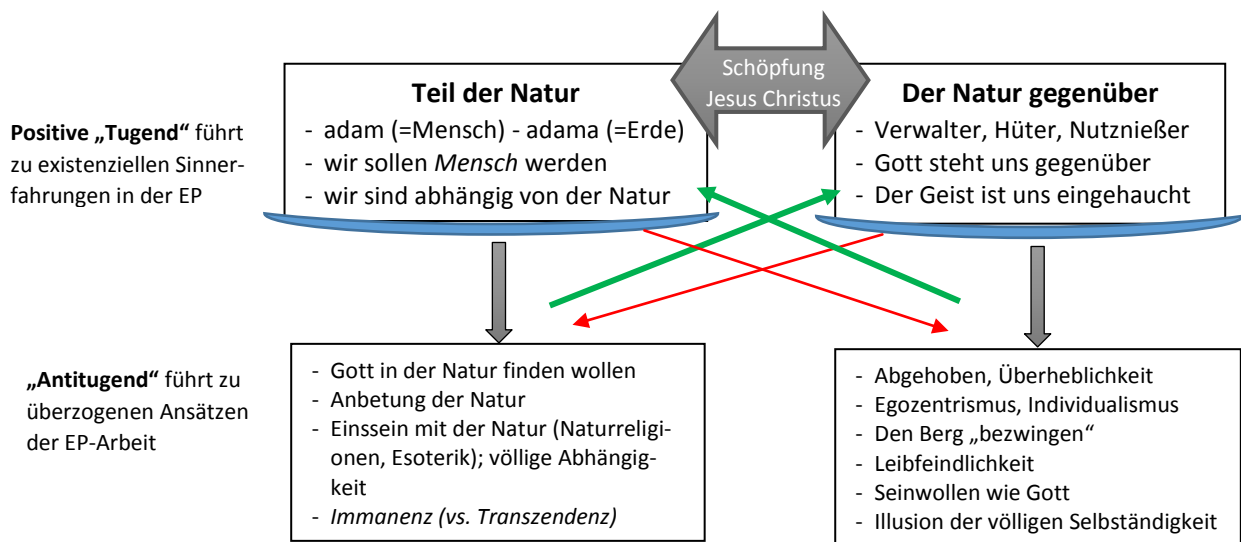


Abb. 1: Spannungverhältnis christl. EP

Beides ist wichtig: „**Gipfelerlebnisse**“ und „**Tiefenerfahrungen**“

Zum 1. Ansatz: *Der Mensch ist Teil der Natur*

Gerade aufgrund der besonderen Bedeutung der Naturerfahrung für die Erlebnispädagogik nehme ich hier Ansätze wahr, welche die Unverfügbarkeit der Natur und die Größe Gottes einengen und damit eigentlich sich selbst *ad absurdum* führen. Formen des **Pantheismus** oder Vorstellungen **natürlicher Theologie**, die in jedem Baum, in jedem Berg, in jedem Naturereig-

nis wie einem Sonnenuntergang oder Regenbogen meinen, Gott begegnen zu können, reduzieren bzw. domestizieren Gott. Insofern stehen Vorstellungen, die davon ausgehen, dass wir Teil der Natur sind, in der Gefahr, den Blick auf das Sichtbare zu begrenzen. Wir können Gott in der Natur nicht finden – was ich hier bestenfalls entdecken kann, ist eine neue Erfahrung meiner selbst. In diesem Zusammenhang kann es auch passieren, einer Verkürzung anheim zu fallen und die Natur zu vergötzen, d.h. die Schöpfung zu preisen und anzubeten und nicht den Schöpfer.

Das Gefühl **immanenter Gotteserfahrung** in der Natur spielt in vielen Religionen und esoterischen Strömungen eine zentrale Rolle. Anders im Christentum, denn hier kommt die Gotteserfahrung von außen, sie transzendiert meine Erfahrung, d.h. sie geht über meine Erfahrung hinaus. Wir können gewahr werden, etwas begreifen von der Größe Gottes in der Natur, aber Gott muss mir anders begegnen, er muss sich mir offenbaren. Ähnlich schreibt Frankl (2005a, 147):

Wir begegnen da einem Phänomen am Menschen, das ich für fundamental anthropologisch halte: die Selbst-Transzendenz menschlicher Existenz! Was ich damit umschreiben will, ist die Tatsache, dass Menschsein allemal über sich selbst hinausweist auf etwas, das nicht wieder es selbst ist – auf etwas oder auf jemanden.

Die besondere Bedeutung des christlichen Glaubens drückt sich gerade an diesem Punkt der Transzendenz aus. Nur dadurch, dass Gott sich uns als sein Gegenüber schafft und sich uns in Jesus Christus offenbart, kann ich etwas Neues über mich und die Welt erfahren - sonst bleibe ich immer in mir, in meiner Auffassung oder Erfahrung der Wirklichkeit gefangen. Deshalb ist es wichtig, die Naturerfahrung in der Erlebnispädagogik nicht zur schlechthinnigen Gotteserfahrung zu machen – sondern darüber hinaus zu gehen.

Zum 2. Ansatz: *Der Mensch steht der Natur gegenüber*

Auf der anderen Seite sollten wir auch auf der Hut sein nicht die Balance zu verlieren – auch hier stehen Ansätze christlicher Spiritualität in der Gefahr. Denn das Wissen um die besondere Rolle des Menschen als „Herrscher“ über die Natur (Gen. 1,28) birgt die Tendenz der **Nutzbarmachung** und Verzweckung von Natur für Lusterfahrungen, Nervenkitzel oder den ultimativen Kick. Dabei vergessen wir, dass wir auch den Auftrag haben, die Natur „zu bebauen und zu bewahren“ (Gen. 2, 15). Wir spalten uns ab von der Natur, wenn wir uns über sie erheben. Wir verlieren die Fähigkeit, auf die stillen Momente zu achten, verlernen die Sinnlichkeit eines Barfußgangs auf feuchtem Gras zu genießen. Eine ganze Tradition christlich-mystischer Den-

ker schreiben von der Gottesnähe in der spirituellen Öffnung der Naturerfahrung (z.B. Meister Eckhart, Jakob Böhme, Angelus Silesius). Menschen sind auf Sinn und Wert angelegt – und auch auf das, was über sie hinausweist. Das bewusste Gefühl des Einsseins mit der Natur, die Meditation und Reflexion der tiefen Verbundenheit mit ihr, bergen wichtige Erkenntnisse, die in der erlebnispädagogischen Arbeit als Schätze gehoben werden können. Die Natur öffnet für Gespräche über Sinn, Wert und Gott.

Der Natur ein „Gegenüber“ zu sein, das sich abhebt, kann den **Individualismus**, manchmal auch egozentrische oder gar narzisstische Bestrebungen befördern. Sie verleiten dazu, die Natur gefügig zu machen, ihr unseren Willen aufzuzwingen. Dies wird deutlich in Aussagen, den Berg „bezwingen“ zu wollen, mit High-Tech-Kleidung Wind und Wetter trotzen zu können und mit technischen Hilfsmitteln stärker zu sein, selbst das Unmögliche erreichen zu können. All das, so finde ich, sollte in der erlebnispädagogischen Arbeit mit christlichem Anspruch mit äußerster Vorsicht genossen werden. Denn hier besteht die Gefahr eines Machbarkeitswahns, der womöglich noch damit begründet wird, dass wir zu Gottes Ebenbild geschaffen sind. Wir sind auch Teil der Natur und finden erst dann uns selbst, wenn wir nicht Gott werden wollen, sondern dem nachspüren, wie es Gott mit unserer *Menschwerdung* gemeint hat – und zwar ganz persönlich, indem wir uns empfänglich machen für den Sinn unseres Lebens.

Eine weitere Verformung christlicher Auffassungen, die aus der Sonderstellung des Menschen resultiert und die auch in der Erlebnispädagogik wenig hilfreich ist, besteht in der Abwertung oder Geringschätzung des Körpers. Denn die **Leibfeindlichkeit** beruht ja ebenfalls auf der Feststellung, dass wir auch „nur“ Natur sind, die es zu beherrschen gilt. Die ignatianische Spiritualität, so lerne ich von meinen Kollegen in München, misst der natürlichen Körperempfindung und der Sinneserfahrung großen Wert bei. In Exerzitien oder Formen der Zen-Meditation geht es darum, durch die bewusste Wahrnehmung des Körpers sich seiner selbst zu vergewissern. Dazu gehört beispielsweise das ruhige Sitzen in der Stille, das Achten auf den Atem, Gedanken kommen und gehen zu lassen oder ganz tief zu hören – in sich hinein und auf das, was sich um einen regt. Es hat etwas mit Hingabe und Aufgabe zu tun, nicht mehr kontrollieren zu wollen – weder den Körper, noch die Emotionen oder den Geist.

Eine Form der Missachtung des eigenen Körpers, für die wir in der Erlebnispädagogik sensibel sein sollten, ist die der Zügelung körperlicher Bedürfnisse, wenn wir in erlebnispädagogischen Settings unsere Klienten an ihre Grenzen bringen wollen. Es besteht ein schmaler Grat zwischen der positiven Grenzerfahrung und der Überforderung, wenn Menschen beginnen, den

Körper gefügig zu machen und damit langfristig Raubbau an ihm betreiben. Extremsportler haben nicht selten den Bezug zum eigenen Körper verloren. Einer Maschine gleich wird er gestählt und auf Höchstform gebracht, manchmal mit höchst fragwürdigen Mitteln. Körperliche Schwäche steht gegen unseren Willen, den Sieg zu erringen. Ich habe den Eindruck, der Körper wird in Momenten der Schwäche fast schon ein Makel, gegen den mit aller Gewalt vorgegangen werden muss.

Zur Lösung: *Zwischen Gipfelerlebnissen und Tiefenerfahrungen*

Weder das Ansinnen, Gott in der Natur finden zu wollen, noch der Versuch, größer und stärker zu sein als die Natur, helfen, Ansätze christlicher Spiritualität zum Mehrwert in der erlebnispädagogischen Arbeit zu machen – ganz im Gegenteil. Was mir vielversprechend erscheint, ist, beide Herangehensweisen kreativ miteinander in Beziehung zu setzen, denn es ist offenkundig, dass wir Teil der Natur sind *und* ihr als Mensch gegenüberstehen.

Dieses Spannungsverhältnis wird im Begriff der **Schöpfung** deutlich: Wir sind gemacht aus Erde (und kehren zur Erde zurück) *und* uns wurde der göttliche Atem eingehaucht, der uns lebendig machte.¹ Der Schöpfungsbegriff führt uns zum Begriff der Beziehung, denn der Sinn der Schöpfung ist die Beziehung. In der Beziehungstat der Schöpfung steht der Schöpfer der Schöpfung gegenüber - weil er ein Gegenüber *wollte*. Im Verständnis von Natur dagegen herrschen Logik, Gesetze und Chemie. Wie seltsam, dass Menschen meinen, die Naturwissenschaft befreite sie aus der biblischen Enge des Schöpfergottes, um sich einzureihen in eine Abfolge von Zufällen. Gott hat die Welt erschaffen *um ihrer selbst willen*. Er will sie selbständig, unabhängig und frei – nur so sind Dialog und Beziehung möglich. Dennoch, so stellt Josef Schmidt heraus:

[S]elbständig muss die Welt erst werden. Sie muss sich finden, muss ihrer selbst bewusst werden, indem sie sich in ihrer Endlichkeit erkennt und ihre Abhängigkeit vom Schöpfer. Gerade ihre Selbständigkeit besteht darin, diese Abhängigkeit vom Schöpfer zu begreifen und anzunehmen. (Schmidt 2013, 6)

Wenn es uns in der Erlebnispädagogik gelingt, Menschen an den geistig schöpferischen *Grund* ihrer Existenz heranzuführen, können sie etwas spüren von jenem Grund ihres persönlichen Gewollt- und Gemeintseins, der es ermöglicht, die innere Leere zu füllen. Sie erhalten einen

¹ „Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.“ (Gen. 2,7)

Grund zum Glücklichen, anstatt ihr Lebensfass mit Glück füllen zu wollen, ohne darauf zu achten, ob es Grund und Boden hat.

Nur wie könnte das gelingen?

Ich glaube der Schlüssel liegt in der Erfahrung von einem Leben in *Beziehung*: mit der Welt und anderen Menschen, mit sich selbst und mit Gott. Eine gute Beziehung in all diesen Dimensionen gelingt auch nur in diesem Spannungsverhältnis von Abhängigkeit und Selbständigkeit, von sich einlassen und sich abgrenzen, von Mitsein und Sosein. Insofern passt der Titel dieser Tagung ganz hervorstechend: Es bedarf der Tiefenerfahrung im Bewusstsein, Teil zu sein eines größeren Ganzen und es bedarf des Gipfelerlebnisses, das ich mir erarbeite, um auszusteigen und die Dinge von oben zu betrachten.

Grundlage der Beziehung ist das *Vertrauen*. Nur Vertrauen setzt frei, über die eigenen Grenzen zu gehen und sich zugleich ganz einzulassen. Das Vertrauen ist der Lebensraum des Menschen. Vertrauen lässt sich auch übersetzen mit *Glauben*²: Ich vertraue darauf, dass ich etwas kann, ist gleichzusetzen mit ich glaube, dass ich es kann; ich vertraue dir, heißt auch, ich glaube dir. Ohne ein solches Vertrauen wären wir nicht lebensfähig.

In meiner Arbeit mit schwererziehbaren oder sogar straffälligen Jugendlichen merkte ich, dass sie zutiefst misstrauisch waren: sie konnten sich selbst nicht vertrauen und auch keinem anderen. Häufig wurden sie früh schon verletzt, ihr Vertrauen missbraucht, so dass sie nicht mehr glauben konnten. Das Klettern, Kanufahren, Abseilen oder die nächtliche Tour durch den Wald möchten genau an diesem Vertrauen arbeiten.

Doch auch dies ist leichter gesagt als getan: das Vertrauen muss sorgfältig reflektiert sein. Denn auch hier gibt es neben dem Zuwenig auch ein Zuviel. Das fehlende Vertrauen steht nämlich immer in der Gefahr überkompensiert zu werden. Auch das blinde Vertrauen oder die totale Risikobereitschaft sind wenig hilfreich, um die eigene innere Mitte zu finden (vgl. Aristoteles).

Hier hat die Erlebnispädagogik ganz besondere Möglichkeiten, die rechte Art des Vertrauens zu thematisieren und einzuüben³. Beim Klettern muss man *vertrauen* und man muss *wissen*.

² „Wahrer Glaube ist nicht allein die sichere *Erkenntnis*, in der ich alles für wahr halte, was uns Gott in seinem Wort offenbart hat, sondern auch ein *herzliches Vertrauen*, welches der Heilige Geist durchs Evangelium in mir wirkt...“ (vgl. Reformierter Bund 1981, 20; Hervorhebungen durch die Autorin)

³ Beides ist wichtig: das *theoretische* Verstehen, d.h. die Reflexion und das *praktische* Tun, d.h. die Erfahrung (vgl. etische und dianoetische Tugenden in deren Zusammenspiel bei Aristoteles).

Beides. Ich denke hier beispielsweise an das *Vertrauen* in die Fähigkeiten des Seilpartners, das Vertrauen in das eigene Können oder ins Seil, Karabiner und Schlingen. Aber auch das *Wissen* ist unerlässlich, um nicht arglos große Risiken einzugehen. Eine gute Vorbereitung, die Routenplanung, die Beachtung des Wetterberichts, die Prüfung des Materials und der Partnercheck helfen, um dem Vertrauen auch eine sichere Basis zu geben. In diesem Prozess der Entwicklung einer Beziehung **zwischen mir und den Jugendlichen**, die sich in dieser Spannung von Vertrauen und Wissen entwickelt, spürte ich, dass sie frei werden, sich wieder neu einlassen können.

Jugendliche müssen aber auch die richtige Balance des Vertrauens **sich selbst gegenüber** finden. Auch hier geht es letztlich um eine gesunde Beziehung mit sich selbst. Diese findet sich in der Mitte zwischen dem selbstbewussten Zutrauen einerseits und der ehrlichen Selbsteinschätzung auch hinsichtlich dessen, was noch nicht so gut gelingt, andererseits.

Als Menschen machen wir ganz unvermeidlich die Erfahrung, dass wir uns selbst und dem anderen nie restlos und völlig vertrauen können. Wir erleben schöne Momente in der Beziehung mit anderen und mit uns. Das sind Momente, wo wir uns ganz aufgehoben fühlen. Doch diese Momente sind nie von Dauer, immer wieder werden wir enttäuscht, enttäuschen wir uns selbst.⁴ Deshalb ist es so wichtig, auch die **Gottesbeziehung** in erlebnispädagogischen Maßnahmen zum Thema zu machen. Ich finde es so wertvoll, dass es in der Bibel unzählige Geschichten in „erlebnispädagogischen Settings“ gibt, die gerade die Vertrauens-, Glaubens- und Beziehungsfragen zum Thema machen. Man denke beispielsweise an Petrus auf dem Meer, die Jünger im Sturm oder Jesus in der Wüste. In all diesen Geschichten geht es darum, dass Menschen sich auf abenteuerliche Wege einlassen und dann feststellen, dass sie es selbst, aus sich heraus nicht schaffen. Petrus *sieht* die hohen Wellen, er *weiß*, dass es eigentlich völliger Blödsinn ist, zu meinen, er könne auf dem Wasser gehen und bekommt *Angst*. Das Vertrauen auf sich oder auf andere Menschen nützt nichts. Nur der Blick auf Jesus hilft. Diese Einsicht entlastet uns als Erlebnispädagoginnen und Erlebnispädagogen enorm, denn wir können nicht nur verweisen auf den Schöpfergott, sondern vor allem auch auf das Leben und Sterben Jesu. Darin zeigt sich ein Versprechen, „das Gott uns durch einen Menschen gegeben hat, der so radikal auf ihn vertraute, dass er in ihm ganz erscheinen, ganz ‚da‘ sein

⁴ Buber (1995, 17-18) schreibt: „Das aber ist die erhabene Schwermut unseres Loses, dass jedes Du in unserer Welt zum Es werden muss. (...) Jedem Du in der Welt ist seinem Wesen nach verhängt, Ding zu werden oder doch immer wieder in die Dinghaftigkeit einzugehen.“

konnte.“ (Schmidt 2013, 11) Dies ist das tiefste, das eindrucklichste Zeugnis der großen Sehnsucht Gottes nach Beziehung mit uns. Er glaubt an uns, auch wenn wir zweifeln oder sogar scheitern und versagen. An diesem Punkt meiner eigenen Professionalität in der sozialen Arbeit empfinde ich einen enormen Mehrwert durch die Basis des christlichen Glaubens. Wir müssen bei unserem Tun nicht (nur) auf die eigene Kraft vertrauen.⁵ Es tut gut, vertrauen zu können auf sein schöpferisches Ja zu unserem Leben, welches es sinnvoll macht – auch wenn wir immer wieder straucheln, hadern oder zweifeln.

Wie sollten wir auch von uns aus die Brücke zu Gott schlagen können? Er selbst hat sie für uns geschlagen. Mit seinem schöpferischen Ja zu uns hat er sich auf unsere Seite gestellt. Er lebt und denkt gleichsam von uns her. Darin besteht unser Leben mit ihm. Diesem Leben sich zu überlassen, sich von ihm tragen zu lassen, das ist unser Glaube. (ebd.)

4. Zusammenfassung

Abschließend möchte ich versuchen, das Gesagte noch einmal in wenigen Worten zusammenzufassen, auch um den roten Faden meines Gedankengangs zu verdeutlichen. Die Frage, vor die ich gestellt wurde, war die des *Mehrwerts einer christlich orientierten Erlebnispädagogik*.

Zunächst legte ich dar, wie wichtig es ist, vor allem auch die *spirituelle Dimension des Menschseins* in der sozialen Arbeit zu beachten, um nicht nur problemfokussiert „Teile“ richten oder heilen zu wollen, sondern lösungsorientiert ganzheitlich Menschen dabei zu helfen, dem eigenen Sinn nachzugehen (vgl. die „Höhenpsychologie“ Frankls).

Dies scheint ganz besonders wichtig angesichts einer zunehmenden Erfahrung der *Entfremdung* von der Welt, von uns selbst und von Gott. Hier können die Erlebnispädagogik im Allgemeinen und eine *christlich orientierte Erlebnispädagogik* im Besonderen wertvolle Ansätze bieten, um diese Entfremdung zu überwinden.

Dabei wies ich darauf hin, dass die beiden dominierenden Vorstellungen (1) *Teil der Natur* zu sein und (2) ihr in einer *Sonderrolle als Mensch* gegenüberzustehen, nur dann einen wirklichen Mehrwert bringen können, wenn sie zusammen gedacht werden. Denn ein Aufgehen in der Natur oder die bloße Gottessuche in Naturerfahrungen sind genauso wenig hilfreich wie die Distanzierung in Versuchen, die Natur zu überwinden. Es geht vielmehr darum, Gipfeler-

⁵ Aber auch hier gilt es, die rechte Mitte zu finden, denn nur aus dem Gottvertrauen heraus zu handeln, wäre auch problematisch – wir sind aufgefordert, uns des eigenen Verstandes zu bedienen, uns zu schulen und Verantwortung für unser Handeln zu übernehmen.

lebnisse der Transzendenz zu verbinden mit Tiefenerfahrungen der engen Verbundenheit mit der Natur.

Der deutlichste Ausdruck der dialektischen Bezogenheit beider Vorstellungen findet sich im *Schöpfungsbegriff*. Hierin zeigt sich der Wunsch Gottes, mit uns *Beziehung* zu leben. Basis für diese Beziehung ist, echtes Gegenüber zu sein und zugleich zu vertrauen. Es heißt, im Sich-einlassen-können sich selbst zu finden. Dies stellt ein Grundprinzip der Erlebnispädagogik dar: das Erlebnis wird durch die Reflexion zur Erfahrung.

Der besondere Mehrwert einer christlichen Erlebnispädagogik drückt sich darin aus, dass die Reflexion der Beziehung mit mir selbst und der Welt letztlich aufgehoben ist in der Beziehung zwischen Gott und mir, deren Anfang Gott selbst gesetzt hat.

B. Schellhammer, 6.2.14

Literatur

- ALBERS, W. (2010): *Sinnsuche in Gletscherspalten*, in: DIE ZEIT 4. Nov. 2010 (Nr. 45)
- BUBER, M. (1995): *Ich und Du*. Stuttgart: Reclam
- FRANKL, V. (2002): *Der unbewußte Gott. Psychotherapie und Religion* (6. Aufl.). München: dtv
- FRANKL, V. (2005a): *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn* (18. Aufl.). München: Piper
- FRANKL, V. (2005b): *Der leidende Mensch. Anthropologische Grundlagen der Psychotherapie* (3. Aufl.). Bern: Hans Huber
- FRANKL, V. (2008): *Bergerlebnis und Sinnerfahrung* (6. Aufl.). Innsbruck, Wien: Tyrolia
- HEIDEGGER, M. (1986): *Sein und Zeit* (16. Aufl.). Tübingen: Max Niemeyer Verlag
- LUKAS, E. (2011): *Der Schlüssel zu einem sinnvollen Leben: Die Höhenpsychologie Viktor E. Frankls*. Kösel-Verlag
- REFORMIERTER BUND (1981): *Der Heidelberger Katechismus* (8. Aufl.). Neukirchner Verlag
- SCHMIDT, J. (2013): *Schöpfung*, in: *Glaube*. Jesuiten 2013/4